Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 4

Artikel: Die Kraniche des Ibikus : Erlebnisse eines Polizeimannes
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074047

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Kraniche des Ibikus

Erlebnisse eines Polizeimannes *Von ****

Das verschwundene Gold

In der Nacht vom zweiten zum dritten August, zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens, war an der Brandgasse in ein staatliches Institut eingebrochen worden. Aus dem Safe war ein Barbetrag von achthundert Franken und ungemünztes Gold für dreitausend geraubt worden. Die Täterschaft war unbekannt und hatte nicht die geringste Spur hinterlassen. Dieser Einbruch konnte auch mit keinen anderen Einbrüchen, die vor und nach diesem begangen wurden, in Zusammenhang gebracht werden.

Nach mehreren Wochen wurde von Korporal May ein Moritz Gschwind verhaftet, der ein umfangreiches Geständnis ablegte. Unter anderem gab er auch den schon fast als unabklärbar abgeschriebenen Einbruch in das besagte Institut zu.

«Wen sit dir dert ine?»

«Grad nach der zweite Sekuritasrundi – viertel ab Zwölfi.»

Die Schilderung des Vorgehens war genau

so, wie es damals anhand der Tatbestandsaufnahme rekonstruiert werden konnte: Einschlagen eines Fensters, Öffnen der Bürotüre mit Nachschlüssel oder Dietrich und des Safes mit, aus Versteck behändigten, rechtsmäßigen Schlüsseln.

«Was heit dir mit dem Gäld gmacht?»

«Gmacht, isch guet!» lachte Moritz G., «verchlepft han is, wie alles andere o! Reise, Hotel, Wiber! Schließlech mues üserein o gläbt ha! Für das mache mer ja Chrämpf!»

«U ds Guld, heit dir das versilberet?»

«Weles Guld?» tat Moritz verblüfft.

«Tüet jetzt nid so dergliche! Dänk das, wo näb em Gäld gläge het im Tresor!» wies ihn May etwas ärgerlich zurecht.

«Jetzt höret aber uf!» erklärte Gschwind seinerseits erbost, «mi verwütschet er nid mit settige billige Mätzli! I weis nüt vo Guld!»

«Machet nid ds Chalb, Moritz! I glouben ech scho, daß dir e söttigi gäbigi Resärve nid gärn prys gät. Aber we me scho ‚A' gseit het, sött me o ‚B' säge! Wo sit dr mit dem Guld hi?» fragte nun May streng.

«Heilige Beck! wen i doch säge, i wüßi nüt vo Guld, so weis i o nüt!»

«E ds Tüfel no ne mal! Lueget doch da! I der Azeig het der Verwalter das ganz genau aaggäh: ‚Aus dem Tresor wurden Fr. 800.– in bar und für Fr. 3000.– ungemünztes Gold gestohlen.'»

«Ja, das stimmt», sagte Gschwind überrascht und zugleich nachdenklich, «aber der Tüfel söll mi hole, wenn i das Guld gsee oder gnoh hät! I weiß tatsächlech nüt vo dem!» Er überlegte: «Dä Verwalter spinnt allwäg – oder hets am Aend sälber uf d Syte gmacht!»

Dabei blieb es. Moritz Gschwind hatte bei den andern Diebstählen wahrheitsgetreu alle Einzelheiten erzählt, aber das Gold wollte er nicht preisgeben. Man vermutete, daß er sich für nachher eine «eiserne Reserve» angelegt hatte. Er hatte sonst noch genug auf dem Kerbholz, und das verschwundene Gold war bei der Strafzumessung mit einbezogen.

Monate später wurde in einer andern Stadt der reisende Einbrecher Hammer gefaßt. Es gab im ganzen Lande herum Einbrüche, die auf sein Schuldkonto gingen. Hauptsache, er war, wie damals Moritz Gschwind, in allen Teilen geständig und sehr zugänglich. Wir erhielten, unsere Stadt betreffend, in der Angelegenheit Hammer einen Auftrag mit dem Wortlaut:

«... im weiteren ist Hammer geständig, an der Brandgasse, in der Nacht vom zweiten zum dritten August, ca. ein Uhr morgens, dem staatlichen Institut einen ‚Besuch' abgestattet zu haben, bei welchem er durch ein zertrümmertes Fenster eingestiegen sei und aus offenem Büro und offenem Safe für rund 3000.– Franken Gold gestohlen habe. Diese Angaben erscheinen uns nicht gerade glaubwürdig.»

«Mir scho», erklärte Korporal May verblüfft, «dä tonners Kärli het doch d Wahrheit gseit!» gestand er im Hinblick auf Moritz Gschwind.

Ein kleiner Teil dieses Goldes war noch vorhanden. Daß ein hiesiger und ein ausländischer Einbrecher, die weder jemals voneinander gehört noch sich gesehen hatten, in der gleichen Nacht, in derselben Stadt und zur selben Stunde, beim selben Objekt einen Einbruch in ein und den selben Tresor planen, kommt unter tausend Fällen kaum einmal vor.

Hammer hatte zugegeben, daß ihm noch nie ein Einbruch so leicht gemacht worden und daß ihm die Sache damals so unheimlich vorgekommen sei, daß er die Stadt auf dem schnellsten Wege wieder verlassen habe. Gschwind muß bei seinem Einbruch, vermutlich aus Angst, das Gold übersehen haben.

Verräterische Spur

In das Lagerhaus und die Büros der Firma Welling & Söhne waren vier rätselhafte Einbrüche erfolgt. In Intervallen von acht Tagen und zwar immer über das Wochenende. Die Täter – es mußten mehrere gemeinsam sein – nahmen den Weg des geringsten Widerstandes. Sie schlugen kurzerhand Fensterscheiben ein und gelangten so mühelos ins Innere.

An einigen Stellen, welche der Spürsinn des Erkennungsdienstes bald herausgefunden hatte, hinterließen die Einbrecher deutliche Schuhsohlen- und auch Fingerabdrücke. Es konnten vor allem zwei Schuhsohlenabdrücke festgehalten werden: eine anscheinend fast neue «Vibram» und eine, an verschiedenen Stellen schon stark abgelaufene «Air-flex».

«Anfänger!» entschied der Mann vom Erkennungsdienst und: «Wahrschinlech Goofe oder Halbstarchi!» der Fahnder.

Tatsächlich ließ die Arbeitsweise, der «modus operandi», auf solche schließen. Es schien wenig Wert darauf gelegt worden zu sein, Spuren

zu vermeiden oder zu verwischen. Die Schuhgröße deutete auf Sechzehn- bis Achtzehnjährige. Was die Sache etwas verwirrte, war das abhandengekommene Gut: Werkzeuge, Mineralwasser, Büroartikel, Flaschenwein, einige Kistchen Zigarren und Bargeld aus der Tageskasse. Dagegen war der große und «fette» Tresor unangetastet geblieben. Namentlich letzteres ließ auf Jugendliche oder sogar ältere Kinder schließen.

Im Verdacht standen Halbstarke, die sich in letzter Zeit an den Wochenenden und auch abends in den nebenanliegenden offenen Schuppen herumtrieben, Versteckerlis spielten oder auch – schmusten. Es wurde entschieden, abends dort Kontrollen vorzunehmen.

Diese Maßnahme erwies sich als richtig, denn bereits bei der ersten Kontrolle abends nach zehn, konnten im einen Schuppen zwei jugendliche Burschen und ein Mädchen angehalten werden. Einem dritten Jüngling und einem Mädchen war es gelungen, zu fliehen. Einer der angehaltenen Jünglinge trug die gesuchten «Vibram»-Schuhe. Sie paßten haargenau auf die gesicherten Tatortspuren.

«Da hätte mer afange eine vo däne Ybrächer!» wurde ihm vorgehalten.

«Was Ybrächer?» protestierte dieser entschieden, «i bi kei Ybrächer, i bi nie im Lager gsy!»

«Was heit dr de da hinde gmacht?»

«Hm – hm – nüt – mit de Meitli gredt!»

«So, vo was heit dr gredt?»

«He – was hei mer gredt? Was me öppe so redt!»

«Heit dr gschmuuset?»

«Ja – nei – das heißt – e chli scho.»

«Du bisch i dem Fall kei Ybrächer, numen e Schmuuser?» lachte der Fahnder.

Der Bursche wurde über und über rot. «Ja – minetwäge – dir chöit ihm ja so säge», antwortete er verschämt, und dabei blieb er bis zuletzt.

Weil der Dritte im Bunde noch fehlte, vermutlich der mit der «Air-flex»-Sohle wurden die zwei Burschen auf Anordnung der zuständigen Behörde vorläufig in Schutzhaft behalten. Den Geflüchteten holten wir am andern Morgen zu Hause ab. Er hatte das jugendliche Alter bereits überschritten. Er trug, was die Hauptsache war, Schuhe mit der abgelaufenen «Air-flex». Größe und abgelaufene Stellen hätten auch nicht besser auf den gesicherten Abdruck passen können.

«Bisch du o numen e Schmuuser oder bisch du en Ybrächer?» Einen Moment sah er uns ratlos an.

«He? Was meinet dir?» sagte er schließlich.

«Bisch du öppen o nüt im Lager vom Wellig gsy?»

«Im Lager vom Wellig? I? Nobis, dert bin i no nie gsy!» tat er höchst erstaunt.

«So, no nie? Wi chöme de diner Schueabdrück dert ine?»

«Das isch allwäg nid guet möglich, i bi sicher nüt dert inne gsy!» beteuerte er allen Ernstes.

Auch er wurde verhaftet. In der weitern Einvernahme gab er andere Straftaten zu, er war ein ziemlich schlimmer Junge, aber die Einbrüche bei Welling wollte merkwürdigerweise weder er, noch sein Komplize mit der «Vibram» gestehen, trotz der augenscheinlichen Beweise. Selbst als ihnen die naturgetreuen Fotos der gesicherten Spuren neben ihren Originalen gezeigt wurden, beharrten sie darauf, nicht eingebrochen zu haben. Als dies nichts nützte, versuchten wir sie anders vom Unsinn, weiter zu leugnen, zu überzeugen und führten sie an den Tatort, und zwar zu einer der Stellen, wo sich auf dem glatten Boden prächtig ihre Sohlenspuren abzeichneten.

«Gseet dir da die Abdrück?» fragte sie der ED-Mann.

«Ja, ja, die gsee mer scho», bestätigte der ältere, «aber die si nid vo üs!»

«Loufet jetzt einisch da schön näbedüre!»

Sie taten es und – einen besseren Beweis schien es kaum mehr zu geben: Die Abdrücke der Einbrecher und diejenigen der beiden Burschen deckten sich offensichtlich.

«Und jetzt – weit dir gäng no abstrite?»

Sie zuckten die Schultern:

«Das si eifach gliichlegi Schue gsy, aber üser si nes nid!» behaupteten sie hartnäckig weiter und blieben dabei. Die Haussuchungen förderten ebenfalls keinerlei weiteres belastendes Material zutage, vor allem kein Diebsgut aus den Einbrüchen Welling.

Die Sache wurde immer rätselhafter. Im Mosaik der Beweisführung schienen verschiedene Steinchen zu fehlen oder falsch eingesetzt zu sein. Nun beschloß der Erkennungsdienst, die Fingerabdruckspuren zum Vergleich heranzuziehen, was vorher nicht gemacht worden war, weil die Sache zu sicher schien. Und siehe, die gesicherten Abdrücke stammten nicht von den beiden Burschen. Nun wurden auch die Fußspuren ganz genau gemessen und auch hier

ergaben sich nun nicht wegdiskutierbare minimale Differenzen. Die beiden waren tatsächlich nicht die Täter und konnten es auch nicht sein. Bei der Polizei gab es lange Gesichter. Die Jünglinge wurden entlassen.

Danach forschte ich im Quartier weiter nach. Weil die Einbrüche zweifellos bandenmäßig begangen worden waren, richtete ich mein Augenmerk auf Burschen, die viel zusammen gesehen wurden. Auf der Straße traf ich auf einen größeren Buben und winkte ihn heran:

«Mit wäm spielscht öppen albe?»

«Ig?»

«Ja, du!»

«Hm, mit Mosers Brüetschen u em Blattner Bübu!» Mir kam ein Gedanke.

«Zeig einisch diner Schue!»

Er hob einen Fuß.

«Vibram! Tusigwätter, het de eigetlech ds ganze Quartier Vibramsohle? Wi heißisch?»

«Fritz Blaser!»

«Bisch du o mit i Welligs Lager gsy?»

Er wurde rot wie eine Tomate.

«Nei, i nid, i bi nid derby gsy!»

«So, du hesch nüd gmacht, di andere hei o ghulfe – he?»

«Nei nei, sicher nid, i bi nid dert gsy!»

«Wär de, d Moser Brüetsche?»

Er wurde wieder rot.

«I weiß nid, es chönt sy, vilicht, aber i gloube nid!» sagte er zögernd. Ich wußte genug. Am andern Tag ließ ich den älteren Knaben Moser aufs Büro kommen.

«Weisch warum de muesch uf d Polizei choo?»

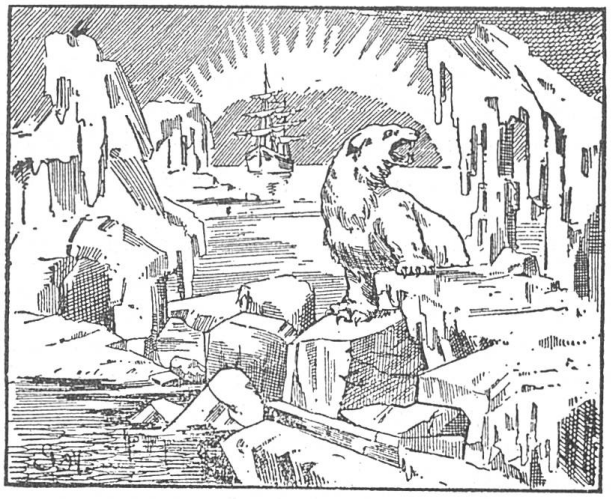
«Ja, will i ha ybroche bi Welligs, mit den andere!»

So leicht hatte ich mir die Sache allerdings doch nicht vorgestellt gehabt, nach allem, was ich in dieser Sache schon mitgemacht hatte. Dieses Quartier war tatsächlich das richtige. Der Blattner Bübu besaß die original abgelaufenen «Air-flex», und das Diebsgut war noch fast vollständig vorhanden.

Die Herausforderung

Die Detektive Glaser und Horber befanden sich eines Tages auf Streife. Sie suchten eigentlich keine bestimmte Person, sondern richteten ihr Augenmerk mehr oder weniger auf alle Passanten, die ihnen begegneten, in der Hoffnung, zufällig einem der täglich Ausgeschriebenen zu

VEXIERBILD



Wo ist der Nordpolfahrer?

begegnen. So trugen sie denn auch die neuesten Bilder von solchen in der Tasche.

Eben schritten sie durch die Brückenstraße dem Bahnhof zu. Auf dem gegenüberliegenden Trottoir ging ein Fußgänger in entgegengesetzter Richtung. Als sie zu ihm hinüberschauten, zog dieser den Hut und grüßte sehr devot, mit einem freundlichen Lächeln im Gesicht, fast ein klein wenig zu auffällig.

«Kennsch du dä dert, wo so uffällig grüeßt?» raunte Horber seinem Kollegen zu.

«Nobis, unbekannt, kennscht du ne?»

«I o nid, dä han i no gar nie gsee!»

Auf alle Fälle grüßten sie, zwar etwas befremdet, zurück und hätten es dabei bewenden lassen, wenn nicht, und gerade dort liegt die Pointe, der Zufall sie ein zweites Mal auf eine Art und Weise herausgefordert hätte, die ein gerissener Fahnder nicht auf sich beruhen lassen konnte.

Sie marschierten nach dem Bahnhof weiter und beschlossen, im Büffet eine kleine Pause einzuschalten und bei dieser Gelegenheit die anwesenden Gäste etwas unter die Lupe zu nehmen. Sie saßen nahe beim Eingang schon rund zehn Minuten bei ihrem Großen, als wieder die Türe aufging. Und, wer trat herein? Der Unbekannte, der sie an der Brückenstraße so auffallend freundlich gegrüßt hatte.

Der Mann hielt bei der Türe an und sah sich um. Jetzt blickte er den beiden direkt ins Gesicht und – erbleichte. Er nickte etwas schief

lächelnd und tat, als ob er jemand suche. Darauf wandte er sich um und winkte jemandem, der draußen stehen mußte, hereinzukommen.

«Chum ine!» rief er mit unterstützender Gebärde hinaus, mit einer Hand die Türe offen haltend, «hee! Rüedu, chum ine!»
Anscheinend reagierte dieser Rüedu draußen nicht in der gewünschten Weise, denn der Mann trat zwei Schritte nach außen, wobei er nochmals rief: «Hee! so chum doch ine!» Damit ließ er die Türe hinter sich zuschletzen und – weg war er.

«Du Glesu, dä het öppis gägen üs, i wott ga luege!» Und schon befand sich Horber seinerseits vor der Tür. Fort, weg. Weit und breit war niemand zu sehen. Eben kam ein Bähnler um die Ecke.

«Si da nid grad zwee furtgsprunge?» ranzte ihn Horber etwas barsch an.

«Zwee? Nei, eine isch grad jetzt da übere grennt und d Underfüerig abe. Vo zwene han i nüt gseh!»

Das letztere vernahm Horber schon nicht mehr. An der Treppe hörte er von der Unterführung her eilige Schritte verhallen: ta da daa – ta da daa – ta da daa. Zwei, drei Sprünge hinab, umhergeschaut und – eben sah er gerade noch etwas Braunes um die Ecke flitzen, zum rechten Aufgang hin. Horber war nicht umsonst beim Turnen einer der schnelleren. Schon war er oben. Der Mann in Braun hatte immer noch zwanzig Meter Vorsprung. Ein Zwischenspurt, dann noch einer, und – eben wollte er den Flüchtenden am Genick fassen, als Glaser diesem ein Bein stellte. Er hatte ihm, ebenfalls in rascher Reaktion, vorsorglicherweise auf der Sehne des Bogens den Fluchtweg abgeschnitten. Horber konnte dem Kerl gerade noch einen Schuh geben, als dieser mit einem phantastischen «Hecht» etwa sechs Meter weit durch die Luft flog und platt auf dem Rücken landete.

«Ein prachtvoller Salto! Mortadella mia!» rief der Vorstandsgehilfe Piantoni, der eben sein Büro verließ, als ihm der Mann gerade vor die Füße fiel.

Sie führten ihn zum Wachtlokal. Er war unverletzt. Im Büro zog er unaufgefordert seine Ausweisschriften und übrigen Effekten hervor, legte alles auf den Tisch und sagte:

«I bi der Kuster Seppu vo Blitzach, vor sächs Monet uf em Thorbärg usbroche. Dir chöit mi wider ufe tue!»

«Mir hei nech doch gar nid gsuecht u o nid kennt», sagte Horber erstaunt.

«Aber i ha nech scho uf hundert Meter agseh, daß dir vo de Schmier sit!»

«Aber warum zum Tonner tüet dir de so uffällig? Loufet is nache, u rennet dervo? Mir hei ja gar nüt wölle vo nech!»

«Äbe – reine Zuefall, daß i euch zum zweitemal begägnet bi. U da, da han i der Gring verlore!»

«Das isch allerdings o Zuefall!» meinte Horber trocken.

Der chinesische Zopf

Die Haussuchung dauerte schon nahezu zwei Stunden. Reichlich lange für die kleine Zweizimmerwohnung und für einen Einsatz von vier Mann, immerhin alles erfahrene Kriminalisten.

René Eggler, der vielfach vorbestrafte Bijouterie-Einbrecher, saß spöttisch lächelnd in seinem Fauteuil und gähnte ab und zu gelangweilt.

«Wer sucht, der findet», deklamierte er großmaulig. «Suechet nume witers, i ha Zyt; mee als dir. Dr Staat zahlt ja ne schöne Stundeloo!»

Wachtmeister Grossen lief langsam die Galle über.

«Hetzet nume, Eggler. Vorläufig lachet dir no. Aber mir si no nid fertig mit enand. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!»

«Das bin immer no i!» hänselte Eggler weiter, aber Grossen reagierte nicht darauf.

So gründlich und systematisch wie hier, hatten die Männer von der Polizei kaum je eine Haussuchung durchgeführt. Das hinterste und letzte mögliche Versteck war durchsucht. Lokkere Bretter wurden entfernt, jeder Nagel, der am Kopf einen Kratzer aufwies, ausgezogen. Die vier Beamten wischten sich immer wieder den Schweiß von der Stirne. Nichts und nochmals nichts! Grossen repetierte: «Heit dir da guet gluegt? Und dert? und hie?» «Ja, ja», und wieder «Ja», antworteten schon ganz gequält die Kameraden.

«Und doch mues dä Sackermänt dä Schmuck u die Uhre hie versteckt ha!» begehrte Grossen ärgerlich auf.

Es handelte sich um Diebsgut aus einem Einbruch, der die genau gleichen Tatmerkmale wie die früheren Einbrüche Egglers aufwies. Zudem war festgestellt worden, daß Eggler in

einer andern Stadt eine Uhr aus diesem Einbruch verkauft hatte. Eggler besaß jedoch ein Alibi. Er konnte nachweisen, daß er tags zuvor in einer Wirtschaft mit einem Unbekannten geschäftlich unterhandelt hatte, von dem er diese Uhr gekauft haben wollte. Grossen wußte nur allzugut, daß Eggler bereits diesem Unbekannten die Uhr anzuhängen versucht hatte. Aber wie ihm das beweisen? Dieser Unbekannte konnte nicht gefunden werden, und der Wirt, der die Sache beobachtet hatte, war angeblich nicht in der Lage, sagen zu können, wer wem die Uhr verkaufen wollte. Kein Richter würde auf solch unsichere Indizien einsteigen. «In dubio pro reo!»

Grossen hielt in der Küche Egglers mit zwei Kollegen eine Lagebesprechung ab, während der dritte bei Eggler drinnen wartete.

«Isch eim öppis ufgfalle?»

Sie zuckten bedauernd die Schultern: «Nobis, nüt speziells!»

Im Wohnzimmer stand vor dem Fenster eine Art Blumenständer, ein ziemlich hohes, antikes Gestell mit einem Schränkchen. Zwei Füße waren nicht gleich lang wie die andern, weshalb dieses Möbelstück eine etwas wackelige Angelegenheit bildete. Oben stand eine große Vase mit einem Strauß roten Flieders, der einen durchdringenden Duft in der Wohnung verbreitete. Jedesmal wenn einer das Gestell berührte, wankte die Vase bedenklich, hielt aber erstaunlich Stand. Es fiel Grossen gerade ein, daß Eggler jedesmal einen etwas gespannten Ausdruck im Gesicht hatte, wenn das geschah. Er teilte es seinen Kollegen mit.

«Hesch die Vase guet undersuecht?» wandte er sich an den Gefreiten Staub.

«Ganz gründlech!» versicherte dieser bestimmt, «me gseet bis uf de Bode bim Liecht!»

Grossen entschied, die Fensterecke nochmals abzusuchen unter besonderer Berücksichtigung des Ständers mit der Vase; vorher aber mit Eggler zu sprechen.

«Weit dir dä Ybruch nid doch lieber zuegä u säge, wo dä Schmuck versteckt isch?» versuchte er den Einbrecher zu überreden.

«Wie gseit, i weiß nüt dervo!» entschied dieser in abschließendem Tonfall, «aber dir chöit glich no chli sueche», fuhr er hämisch weiter, «es isch cheibe schön, zuzluege, wie d Schmier einisch öppis mues wärche!»

Staub und sein Kollege durchsuchten nochmals sorgfältig den Blumenständer, die Vase und die nächste Umgebung.

«Nüt!» stellte Staub niedergeschlagen fest, und in seinem Kummer vergaß er sogar, das Türchen beim Blumenständer zu schließen.

«Mer brächen ab!» bestimmte Wachtmeister Grossen resigniert.

«Schad», sagte Eggler bedauernd, «jetzt wos so schön gsi wär zuzluege.»

Sie hatten bereits den Raum verlassen, als sich Eggler nochmals kontrollierend umsah.

«Es git Chinese mit meh ode weniger länge Zöpf», spielte er auf den Mißerfolg der Fahnder an, «aber Ornig mues sy!» Damit trat er ins Wohnzimmer zurück, stieß mit dem Fuß nonchalant gegen das offene Türchen des Blumenständers, um es mit Schwung zu schließen. Dabei erwischte er die Kante und nicht die Breitseite. Der Stoß hatte zur Folge, daß der ohnehin wackelige Ständer ins Wanken geriet. Die Vase mit dem Fliederstrauß kippte erst zweimal unentschlossen hin und her, um sich dann, glücklicherweise, für die hintere Seite zu entscheiden. Daß sie ausgerechnet, oder zufällig, nach hinten fiel, hatte wiederum den Vorteil (für die Polizei nämlich), daß Eggler, trotz rascher Reaktion, sie nicht mehr zu halten vermochte.

Also, die Vase kippte hintenüber, überschlug sich einmal in der Luft und landete in Normallage auf dem Boden. Und sie tat dort das allerbeste was sie tun konnte: sie platzte.

Nachdem das Wasser verplätschert war, richteten sich aller Augen mit großer, diejenigen Egglers mit weniger – Überraschung auf die Stelle, wo der gesuchte Schmuck und sechs goldene Uhren (waterproof) zwischen den Scherben der geborstenen Vase und des kunstvoll eingesetzten Doppelbodens hervorquollen.

«Das Mal heit dir wahrschinlech der längscht, Eggler!» sagte Grossen trocken, in bezug auf den chinesischen Zopf.

Eggler starrte noch einen Moment ganz entgeistert auf das Häuflein Trümmer, welches das Ende seiner Freiheit bedeutete, bevor er sagte: «Si wärde mer ne de scho abschnyde vor Gricht!»

Die doppelte Note

Im Hotel «Terminus» war einem Amerikaner im Zimmer ein Geldbetrag von achthundert Franken gestohlen worden, alles druckneue Hunderternoten. Bei den Recherchen konnte man die wahrscheinliche Tatzeit auf eine ganz

kurze Zeitspanne lokalisieren. Und dadurch wiederum ergaben sich bestimmte Rückschlüsse. Zwingende Verdachtsmomente fielen auf den Hausburschen Tonio.

Beim «Kopfrechnen» mit ihm über seinen Geldbesitz, zeigte es sich, daß er eine Hunderternote zuviel besaß und zwar eine nagelneue, ungefaltete.

«Wo si di andere siebe Note, Tonio?»

«Come si dice?»

«Gli altri biglietti dove?»

«Io nix haben altri, nur des da!» beteuerte er sehr lebhaft. «Io lo giuro!»

«Kenne mer», sagte der Fahnder, «die schwöre ds Blaue samt allne Heilige vom Himmel abe, wenns sy mues; für jede Dräck!»

«Hast du das andere Geld der Mamma geschickt?»

«Mamma? – – Ché, Mamma?»

«Si, alla Mamma? – espediato alla Mamma, i soldi?»

«No, no – nix geschickt Mamma. Letztes Monat geschickt, jetzt nix!»

Dabei blieb er fest, und weil er jedenfalls die Note, die ganz bestimmt aus dem Diebstahl stammte, zuviel besaß und außerdem andere schwere Indizien gegen ihn sprachen, wurde er verhaftet. Und es wäre hier ganz zweifellos zu einem Justizirrtum gekommen, wenn Tonio nach zwei Tagen nicht ein überraschend komisches Geständnis abgelegt hätte. Nach diesem ergab sich folgender, nicht alltäglicher Sachverhalt:

Im «Terminus» war unter anderen auch ein Landsmann von Tonio tätig, mit Namen Marcello. Vor vierzehn Tagen hatte Tonio ihm ein Darlehen von zweihundert Franken für eine dringende Zahlung gewährt. Am Tage, da der Diebstahl geschah, erhielt Tonio seine zweihundert Franken zurück. Er konnte sich nicht genug freuen an den beiden währschaften nigelnagelneuen Hunderternoten. Er befühlte sie wie ein Kind und wendete sie von einer Seite auf die andere und – o Wunder! – Tonio traute seinen Augen nicht – plötzlich hatte er drei solcher Noten in den Händen. Aus einer waren zwei geworden. Verklebte.

«E poi? – ché avete fato?»

«Io?» fragte er erstaunt, «ho niente fato! Nix gemacht. Note im Schrank!»

«Und Marcello hat nichts gesagt?»

«Marcello? No, mi ha niente domandato! – nix gefragt!»

Das gab natürlich eine ganz neue Perspektive auf diesen Fall, vorausgesetzt, daß die Angaben Tonios stimmten. Nun, das würde man sehen.

Marcello wurde geholt. Er stritt erst alles ab. Als man aber dann bei ihm einen Großteil des Geldes fand, gestand er.

«Quanto biglietti ha lei rubato in nella camera?» – Wieviel Noten haben Sie gestohlen, Marcello?

«Sette» – sieben – «e due ritornato a Tonio!»

Die Sache war offensichtlich. Zwei Noten hatten sich verklebt gehabt, was bei neuen öfters vorkommt. Tonio hatte sich durch seine unsaubere Haltung, die einer Unterschlagung gleichkommt, ebenfalls strafbar gemacht. Der Zufall brachte es an den Tag.

Es gab nur noch einen kleinen Szenenwechsel: Tonio tauschte mit Marcello die Zelle.

«How wonderful!» freute sich der Amerikaner, als er sein Geld zurückerhielt. Er ließ sofort einen Whisky sec «springen».

Der Tresor

Zwei Einbruchspezialisten trieben in der Westschweiz ihr Unwesen. Unbekannt und, wie es schien, unfaßbar. Aalgleich wanden sie sich stets wieder durch die Netze der Polizei. Nächtlicherweile holten sie sich mit untrüglichem Spürsinn aus größeren Geschäften die schweren Safes heraus und knackten sie bei Gelegenheit irgendwo abseits aller menschlichen Behausungen.

Eines morgens, als in einem Uhrendorf der Kassier der Firma «Colar» sein Büro betrat, blieb er wie angewurzelt stehen. Durch ein zertrümmertes Fenster zog der Wind.

«Nom de tonnerre, il est loin!» rief er verblüfft. Damit meinte er den Tresor, der vorher in der Nische gestanden hatte, die ihm jetzt so unheimlich leer erschien.

Jemand hatte in der Nacht ein Auto wegfahren gehört. Von der Täterschaft keine Spur, nicht die geringsten Anhaltspunkte, nichts. «Probablement les deux inconnus!» fand der beigezogene Fahnder sehr geistreich heraus. Der Polizeifunk funkte in der Schweizergeographie herum und suchte wieder einen Tresor mehr. Außer daß dadurch der Papierkrieg wieder etwas belebt wurde, geschah vorläufig nichts.

Tags darauf befand sich der Bauer Jacques Courvoisier auf seinem, weit weg am Waldrand gelegenen Acker und zettete Mist. Bauern, die, quasi als Einsiedler, abseits auf Einzelhöfen

leben, sind immer größere oder kleinere Philosophen. Sie haben wenig Gelegenheit zum Reden und kompensieren diesen Mangel mit Denken. Und was sie noch besonders auszeichnet: Sie sind gute Beobachter.

So einer war auch Jacques. Also, der Kobi Courvoisier zettete Mist, und dann sah er auf die Uhr. «Nom de bleu!» stellte er fest, «c'est déjà neuf heures passées, je veux boire un verre!»

Gesagt, getan; er setzte sich hin, kramte aus seinem Znünisäcklein die obligate Bouteille und genehmigte kostend und schmatzend einen ersten, aber umso kräftigeren Schluck. Dann tat er einen tiefen Schnauf und überblickte erst einmal zufrieden sein bisheriges Werk.

Mitten im tiefen Winter

Mitten im tiefen Winter
Entfaltet sich furchtlos ein Blatt,
Das nicht nach Uhr und Kalender
Seine Frühlingszeit hat.

Schält leis sich aus der Hülle,
Sommerlich zart und grün,
Während an allen Fenstern
Eisige Blumen erblühn,

Schaut erstaunt in die Stube,
Weiss nicht, was mir geschehn,
Da die eisigen Blumen
Um das Herz mir zergehn . . .

Ernst Otto Marti

Draußen, am Rande des Ackers, hatte sich eine Schar Krähen häuslich niedergelassen, und die Biester taten gerade so, als ob der Mist ihnen gehörte. Courvoisier sah belustigt zu, wie sich diese Räuber um die saftigsten Brocken (lies Würmer) balgten.

Plötzlich kam vom Wald her, aufgeregt krächzend ein weiteres Mitglied des schwarzen Vereins herangeflogen, umkreiste kurz seine schmausenden Brüder und Schwestern, um gleich darauf wieder in den Wald zurückzufliegen. Sofort folgte eine Krähe nach. Erst eine, dann zwei und schließlich der ganze Schwarm.

Courvoisier sah ihnen kopfschüttelnd nach. «Vermutlich gibt es dort hinten quelque chose de plus bon que des vers, oder dann ist sonst etwas los», dachte er sich. Kurz darauf vernahm er vom Wald her ein vielstimmiges, schreckliches Gekreisch und Gekrächze.

Um einen besseren Überblick zu erhalten, ging er ein Stück weit in den Acker hinaus. Der Krähenschwarm umflog mit wildem Getue immer wieder dieselbe Tanne. Ab und zu setzte sich eine auf den Baum, um gleich wieder den wilden Tanz mitzumachen.

Jakob, der Philosoph, dachte an Aasgeier. Krähen verhalten sich nämlich ähnlich, nur mit mehr Krach dabei.

«Peut-être un renard», mutmaßte Jacques erst. Dann verwarf er diesen Gedanken sogleich. Ein Fuchs würde einmal weiter gehen und die Krähen nachziehen. Diese verließen aber den Baum und dessen nächste Umgebung nicht.

Courvoisier zuckte die Schultern und begann wieder Mist zu zetten. Nach einer Weile kam es ihm aber doch zu bunt vor. Er blieb stehen. Die Krähen kreisten immer noch um die Tanne und taten womöglich noch aufgeregter als vorher.

Jakob gab sich einen Ruck. Er steckte die Gabel in die Erde, spuckte in die Hände und schritt entschlossen dem Walde zu. «Sales bêtes!» schimpfte er vor sich hin, «je veux voir une fois ce qu'il y a, làbas!»

Als ihn aber das Dunkel des Waldes umfing, zögerte er doch. Er ging noch zwei, drei Schritte weiter: dann blieb er stehen. Er überlegte, daß dort vielleicht ein Toter liegen oder schlimmer noch – ein Gehängter baumeln könnte. Schaudernd schüttelte sich der tapfere Jacques. Er verspürte förmlich den Hauch des Geistes, der von diesem imaginären Toten ausging. Und Courvoisier tat – seiner Meinung nach – das Gescheiteste, was er tun konnte: er zog sich zurück.

«Cela ne me plaît pas du tout», entschied er, «je vais avertir la police!»

Eilig schritt er seiner Ferme zu, sich dabei ab und zu scheu umsehend. Nach einer halben Stunde trafen zwei Gendarmen vom Bezirksposten ein. Der Chef, Gaston Godat, und ein Gehilfe.

«Tu vois bien des phantômes, Jacques!» lachte Godat.

«Ma foi – chérif», ereiferte sich der Bauer, «ces corbeaux – cela ne me plaît pas. Sûrement, je connais ces bêtes – il y a quelque-chose làbas!»

«Peut-être un chien crevé», grinste der Gendarm. Aber der Bauer ließ sich davon nicht abbringen, daß dort etwas nicht in Ordnung sei. Und dann begaben sie sich zusammen nach dem Wald, dorthin, wo die schwarzen Räuber unermüdlich ihren wilden Reigen vollführten.

Plötzlich blieb Godat stehen. «Ecoutez!» flüsterte er.

«Päng! – Päng! – Päng!» hämmerte es in kurzen Intervallen aus einem Dickicht hervor. Der Chef schlich sich hinzu. Kurz darauf kam er zurück, sichtlich aufgeregt.

«Les cambrioleurs! – Die Einbrecher! –», flüsterte er ihnen zu, «ils sont en train d'ouvrir un coffre-fort! – Sie knacken einen Tresor –.» Der Gendarm erbleichte. Gaston Godat legte ihnen seinen Schlachtplan vor. Er von vorn, sie von hinten. Da die Geister immerhin mit handfesten Hämmern umgingen, fürchtete sich Jacques nicht mehr und machte begeistert mit.

Mit der Pistole in der Hand trat Godat an die vollständig überraschten Verbrecher heran: «Levez les mains!» donnerte er ihnen zu. Schlotternd an allen Gliedern, ließen sie die Werkzeuge fallen und hoben blitzartig die Arme.

Sie wurden gefesselt weggeführt. Es waren ein Franzose und ein Ostländer, namens Timotheus Krosing.

In der Luft wurden sie eine Weile von den kreischenden Raben begleitet. Der «chérif», der in einem Institut Deutsch gelernt hatte, sah hinauf: «Voilà, les Corbeaux!» Darauf wandte er sich mit einer Miene der Erleuchtung und der Belehrung an seinen Gefangenen und deklamierte: «Sieh da, sieh da, Timoteüs! Die Kraniche des Ibicüs!» Bei diesem Gedicht hatte Gaston nämlich damals einen Dreier eingefangen. Deshalb stand es noch so gut in seiner Erinnerung.